

TUSSI- KRATIE

**THERESA BÄUERLEIN
FRIEDERIKE KNÜPLING**

TUSSI- KRATIE

**WARUM FRAUEN NICHTS FALSCH
UND MÄNNER NICHTS RICHTIG
MACHEN KÖNNEN**

HEYNE <



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Redaktion: Ute Daenschel, Berlin
Copyright © 2014 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Freischem packaging & design
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-453-20066-1

www.heyne.de

INHALT

BÄRENHUNGER

Was wir Tussikratie nennen 9

Theresa Bäuerlein und Friederike Knüpling

GEHIRNPOP

Was uns die Natur (nicht) über Männer und Frauen lehrt 33

Theresa Bäuerlein

WER ZIEHT IN BARBIES TRAUMHAUS?

Von Freiheit, die sich nach freiem Fall anfühlt, und Gräben,
die schon im Kindergarten gezogen werden 52

Theresa Bäuerlein

WER, WIE, WAS

Manchmal muss man erst die richtigen Fragen finden,
bevor man nach den Antworten suchen kann 74

VON GEHÄLTERN UND GEHALTLOSIGKEIT

Über die manchmal sinnlose Angst vor dem *Gender Pay Gap* 76

Friederike Knüpling

ZU ENG GEZIRKELT

Über die Gemeinsamkeiten von Frauenzirkeln, *Old-Boys-Network*
und (tatsächlich!) *Anti-Harassment*-Strategien 98

Friederike Knüpling

WER WILL HIER DER BOSS SEIN?

Über Karrierewünsche, die zur hohlen Form werden, und Glück,
das sich nicht beziffern lässt 119

Friederike Knüpling

QUADRILLIONEN AGGRESSIVER SPERMIEN

Wie die Pille vom Freiheitsmittel zur Verpflichtung wurde,
und warum Männer angeblich selbst schuld sind,
wenn sie Sex haben 139

Theresa Bäuerlein

WER HAT ANGST VOR PORNO?

Von Lust und Scheinheiligkeit im Sexfilm 158

Theresa Bäuerlein

KRAMPF DER GESCHLECHTER

Über Frauen, die boxen, und die Lücke zwischen Leidenschaft
und Feminismus 188

Friederike Knüpling

LIEBE MÄNNER

Post für Euch 225

Friederike Knüpling

» ICH HABE EINE WEIBLICHE SEELE.«

Protokoll einer Frau, die nicht als Mann geboren wurde 243

Theresa Bäuerlein

EINE FRAU IST EINE FRAU IST KEINE FRAU

Wie ich lernte, mein Geschlecht anzuzweifeln 249

Theresa Bäuerlein

CAN'T BUY ME LOVE

Liebe in Zeiten des Beziehungsbusiness 264

Theresa Bäuerlein

LIEBE FRAUEN

Wann treffen wir uns noch mal zur Weltrettung? 280

Theresa Bäuerlein

ANHANG 299

WIR DANKEN 301

ANMERKUNGEN 303

Ach, wie leicht es doch ist, keine Schuld an gar nichts zu haben – als Frau: Wenn’s mal nicht so klappt mit der Karriere, sind männliche Strukturen daran schuld. Wenn die Kinder nerven, dann liegt es daran, dass ER nicht genug Zeit mit ihnen verbringt, und wenn es keine Kinder gibt, wird dafür inzwischen nicht mehr einfach den überambitionierten Akademikerinnen die Schuld in die Schuhe geschoben, sondern jetzt haben sich alle weitgehend geeinigt, dass es an fehlender Kinderbetreuung liegt – und natürlich an den Männern. Die, heißt es, sind nämlich heute einfach zu schlapp, um Verantwortung zu übernehmen – und fast meint man, dass es besser wäre, wenn die Frauen gleich zur nächsten Spermabank marschierten, statt ihr Glück an einen Typ zu heften, der es einfach nicht auf die Reihe bekommen wird, sie richtig zu unterstützen.

Wenn aber doch mal alles klappt, Kind, Karriere, Knallersex, dann ist es der Beweis dafür, dass Frauen einfach tough und lebensgewandt genug sind, um sich das zu nehmen, was sie wollen – ganz anders als die bemitleidenswerte Randfigur, die im Durchschnitt heute noch vom Mannsein übrig ist, und anders auch als die Männer in der Businessclass, die dort ja doch nur sind, weil Männer in

die oberen Etagen der Gesellschaft eben leichter hinkommen. Frauen jedenfalls dürfen am Dienstag die heiligen Opfer sein und am Donnerstag die Heiligen, die ihren Opferstatus überwunden haben und jetzt die Welt retten wie ein Vexierbild. So einen guten Ruf wie heute in Deutschland hatten Frauen vielleicht noch nie; in der Hinsicht sind sie wirklich fein raus: Ihr Image ist makellos. Top ausgebildet. Leistungsbereit. Flexibel. Gesundheitsbewusst. Social skills bis zum dorthinaus und trotzdem unabhängig und gewitzt. Langsam scheinen sie sogar die elenden Männerbünde zu knacken und in Entscheiderpositionen aufzurücken. Lange waren sie unterdrückt, unterschätzt, unterrepräsentiert. Die Gesellschaft steht tief in ihrer Schuld. Wir müssen sie endlich als die Doppelbelastungs- und damit Leistungsträger sehen, die sie sind: die vielleicht wichtigsten unserer Gesellschaft, ja womöglich der ganzen Welt.

Frauen, viele Frauen haben ein dickes Lob verdient, keine Frage. Und es ist aufregend zu sehen, dass Männer und Frauen – ihre Beziehungen, ihre Arbeit, ihre Perspektiven – wieder zu Themen gemacht wurden, über die nicht jeder gleich die Augen rollt, sondern dass jetzt, ohne dass alle aufstöhnen, über Frauen- und Flexiquoten, über Herdprämien und den Gender-Pay-Gap gesprochen werden kann, über Kindertagesstätten und sogar über »neue Väter«. Rollenbilder und Gerechtigkeit sind ein Thema, das ist toll. Was genau Geschlecht bedeutet, und wie es unser Leben und die Lebensläufe anderer beeinflusst, dass wir Männer oder Frauen sind, gehört zu den spannendsten Fragen, die wir kennen.

Wir, die Autorinnen dieses Buches, sind also froh, dass diese Fragen endlich wieder auf dem Tisch sind, und wir finden es großartig, dass sich mit uns noch so viele andere Interessierte um diesen Tisch drängen und mitdiskutieren wollen. Und doch

sind wir nicht sicher, dass das, was wir in dieser Runde oft hören, wirklich hilfreich ist. Die Weise, in der über Geschlechter gesprochen wird, bereitet uns mehr und mehr Unbehagen. Eigentlich sind wir nicht einmal sicher, ob es in der neueren Geschlechterdebatte wirklich um Geschlechter geht – oder nicht doch vor allem um ein paar Frauen. Die Debatte (oder das, was in der Zeitung so genannt wird) sieht für uns aus wie ein Sermon, der von Frauen für Frauen gemacht ist – oder vielmehr: von bestimmten Frauen (nennen wir sie der Einfachheit halber mal: Akademikerinnen) für bestimmte Frauen (ihre Freundinnen) und unter der Bedingung, dass *alle* brav nicken. Die Rede von »Geschlechtergerechtigkeit« wurde so umfunktioniert, dass eine Diskussion eigentlich kaum mehr möglich ist, weil von vornherein feststeht, dass nur ganz bestimmte Beiträge erlaubt sind, und scheinbar auch, wer bestimmt, was erlaubt ist. Männer dürfen zurzeit sowieso nur zustimmen, wenn es um Geschlechterfragen geht. Und auch unter Frauen herrscht ein unterschwelliger Koalitionszwang. Meinungsverschiedenheiten sind unerwünscht; am Bild von der tapferen deutschen Frau, die gegen alle Widerstände aufstrebt – die gegen alle männlichen Widerstände aufstrebt, darf nicht gekratzt werden. Das ist natürlich speziell für uns als Schreibende beunruhigend – denn mit diesem Text schlagen wir ein Buch auf, das es so nicht geben dürfte. Zwei junge Frauen, die mit dem neuen Durchsetzungswillen der Frauen hadern? Was ist nur mit uns los?

Die gesellschaftliche Atmosphäre, in der wir uns so unwohl fühlen und auf die wir in diesem Buch hinweisen wollen, nennen wir *Tussikratie*. Die Tussikratie ist der latente Druck, mit dem zurzeit über Geschlecht nachgedacht wird; der verhohlene Zwang, der kontrolliert, wer sich wie zu diesem Thema äußert. Mit dem Tussihaften versuchen wir eine bestimmte Mentalität zu beschrei-

ben, um die man im Deutschland des Jahres 2014 kaum herkommt. Die Perspektive der Frauenbenachteiligung wird an alles und jeden angelegt, selbst wo das eigentlich nicht gerechtfertigt ist oder andere Fragen eigentlich wichtiger wären. Diese tussihafte Denkweise ist nicht mehr geschlechtersensibel oder geschlechtsbewusst. Sie ist geschlechtsbesessen. Und sie hat sich schon so sehr zu einem Reflex, ja, zu einer allgemeinen Geschlechtsseligkeit verfestigt, dass es nicht gerade leicht ist, daraus auszubrechen.

Wenn Frauen über Männer sprechen, kann man neuerdings ein Misstrauen spüren, das wir bis vor Kurzem für ein historisches Relikt gehalten hätten. Manchmal hört man sogar eine regelrechte Wut heraus; es wird schroff gesprochen. Von sexueller Ausbeutung, selbst gewählter Unterwerfung, von »den Männern«. Männer dagegen sieht man bemerkenswert häufig einen halben Schritt nach hinten ausweichen, um dann verteidigend die Hände hochzuheben: »Ich bin ja Feminist!« Auf beiden Seiten – sowohl an der unschuldsbeteuernden Geste der Männer als auch den latent aggressiven Frauen – kann man das beobachten, was wir tussihaft nennen. Die meisten von uns kennen eine Tussi, mindestens. Denn die Tussi steckt in vielen von uns. Sie hat uns an ihrer ideologischen Leine, die straff gespannt ist. Das Angespante, das ist die Tussikratie.

Wenn wir von der Tussi sprechen, meinen wir also nicht unbedingt das oberflächliche Lipglossgirl aus dem Einkaufszentrum. Die Tussi, die wir meinen, ist ein komplizierter Charakter, das wird sofort klar, wenn man sich ansieht, wo sie ihren Namen eigentlich her hat. Die Ur-»Tussi« ist Thusnelda, die Ehefrau des Cheruskerfürsten Arminius, der im menschheitsgeschichtlich zarten Jahr neun vor Christus die Germanen zu einem wichtigen Sieg gegen die Römer geführt hat. Die Schlacht war glorreich

genug, um Arminius und seiner Frau Thusnelda ein illustres Nachleben in der Überlieferung zu sichern. Aus Arminius wurde später der nationale Mythos vom »deutschen Hermann«, das ist die eine Sache. Interessanter für uns ist hier Thusnelda, später »Thusschen« und »Tussi«. Was die Tussi eigentlich bewegt, kann man vielleicht am besten in Heinrich von Kleists Drama »Hermannsschlacht« sehen. Da ist Thusnelda eine attraktive Frau, die gern flirtet – bis sie erkennt, dass Männer sie deshalb mühelos zum Spielstein ihrer Machtspiele machen können, woraufhin sie sich exzessiv rächt. Das ist die Tussi, die wir auch heute antreffen können: in Familien, in Büros, in der Politik. Sie fühlt sich verarscht, denn die gesellschaftlichen Strukturen sind ihr zu *männlich*, und es geht ihr um Macht und eine Revanche am Mann. Sehen wir uns die Geschichte von Kleists Thusnelda in den wichtigsten Details an: Die Römer haben das Cheruskerland besetzt. Thusnelda fängt einen Flirt mit Ventidius, einem der Besatzer, an. Sie glaubt, er meine es ernst, bis sie erfährt, dass Ventidius nur deshalb mit ihr angebandelt hat, weil er aus ihrem Haar eine Perücke für die römische Kaiserin machen möchte. Thusnelda erkennt hier, dass der Mann ihren Körper ausbeutet. Und dass er sie, weil sie gefallen möchte und Liebe und Geborgenheit von ihm will, mühelos ausnutzen und damit *seine* Macht vergrößern kann. Zu diesem Zeitpunkt ähnelt Thusneldas Lage jener Situation, die Eva Illouz 2011 in ihrem Buch *Warum Liebe weh tut*¹ beschrieben hat: Männer, glaubt Illouz, agieren als emotionale Kapitalisten, sie haben Macht über Frauen, weil sie sich nicht binden müssen, um ihren Status aufzuwerten. Im Gegenteil: Sex mit vielen Partnern ist für Männer ein Statussymbol. Der Wert einer Frau wird dagegen immer noch darüber definiert, ob sie in der Liebe Erfolg hat. Eine gescheiterte Liebe ist für eine Frau immer ein persönliches Scheitern.

Das gilt auch für Thusnelda, doch dabei bleibt es nicht. Kaum hat sie die Situation erfasst, schlägt sie zurück: Sie lockt Ventidius zu einem angeblichen Stelldichein, dieses Mal allerdings mit Hintergedanken. Sie hat gelernt, wie gefährlich Liebe für die Frau ist – sie hat aber auch verstanden, wie sie ihre Reize als *Waffen der Frau* einsetzen kann, um dem Mann alles heimzuzahlen und am Ende selbst als die Siegerin dazustehen. Sie ist jetzt die Frau mit Stöckelschuhen und roten Lippen, die ihr *erotisches Kapital* einsetzt, um ihre Position zu behaupten – so, wie die Soziologin Catherine Hakim es vor Kurzem den Frauen angeraten hat.² Hakim findet, dass Frauen in der sexualisierten Kultur wohlhabender moderner Gesellschaften wohl beraten seien, ihr erotisches Kapital auszuschöpfen. Die Mär von den *inneren Werten*, die zählen, sei ein Mittel des Patriarchats, um Frauen davon abzuhalten, ökonomische Macht zu erlangen. So oder so ähnlich denkt auch Thusnelda und lockt also den Mann, der sich auf seine fünfzehn Minuten Eden freut, in einen vergitterten Garten. Dort, in ihrer Falle, lässt sie eine hungrige Bärin auf ihn los. Entrückt sieht sie dabei zu, wie die Bärin ihren Erniedrigter zerfleischt.

Das ist die uralte Geschichte der Tussi, die wir auch heute treffen können. Wir stecken irgendwo mitten in dieser Story; die Frage ist, an welcher Stelle ganz genau wir uns befinden und wie wir diese Geschichte zu einem Ausgang bringen können, der uns gefällt – falls das überhaupt möglich ist.

Also: an welcher Stelle der Story stehen wir? Die Meinungen dazu gehen auseinander. Auf der einen Seite stehen die eher melancholischen oder melancholisch stimmenden Bestandsaufnahmen, die das Gefühl geben, wir hätten einen bizarren Traum hinter uns und würden wie Zuschauer, die ihre Augen im plötzlichen Tageslicht zusammenkneifen, die Welt neu zu verstehen

suchen. Es wird über die Diskrepanz zwischen gefühlter und statistischer Gleichberechtigung nachgedacht und besonders über die Frage, wie Frauen und Männer einander lieben können, ohne dass zwangsweise einer (beziehungsweise eine) dabei untergebuttert wird. Da waren zum Beispiel die nachdenklichen Essays über *Neue deutsche Mädchen* von Jana Hensel und Elisabeth Raether;³ Charlotte Roche arbeitete sich in ihren ersten Romanen an bestimmten feministischen Vorstellungen von Sex ab;⁴ und Michèle Roten beschrieb die Komplikationen des Geschlechteralltags in *Wie Frau sein* – mit dem irgendwie traurigen Untertitel *Protokoll einer Verwirrung* – und *Wie Mutter sein*.⁵ Anne-Marie Slaughter schrieb darüber, wie schmerzhaft die Erkenntnis für eine Feministin sein kann, dass einem unter einem Topjob mit 70-Stunden-Woche die eigenen Kinder entgleiten können.⁶ Diese und mehr neue Bücher und Texte legten wunde Punkte offen und machten es wieder salonfähig, von Feminismus zu sprechen. – Thusnelda hatte eingesehen, wo und wie sie verwundbar ist.

Die anderen aber sagen, dass wir an dem Punkt der Geschichte sind, an dem der Mann im Bärenkäfig sitzt. Sozialwissenschaftler und Autoren wie Walter Hollstein, die der *Männerbewegung* oder *Männerrechtsbewegung* nahestehen (ja, so etwas gibt es in Deutschland!), haben schon länger plausibel zu machen versucht, dass Männer von einem *profeministischen Mainstream in Politik, Wissenschaft und Medien* überrannt und abgewertet werden, und dass wir uns dringend fragen müssen, *Was vom Manne übrig bleibt* (so der Titel von Hollsteins Buch).⁷ Wirklich erfolgreich aber hat sich erst Ralf Bönt zur Stimme des verrufenen Geschlechts gemacht. 2012 erschien sein von ihm so betitelt *Notwendiges Manifest für den Mann*⁸, in dem er beklagt, dass Männer heutzutage vom Familienleben ausgeschlossen und häufiger krank seien als Frauen, und dass sie die weniger schönen Jobs machen müssten

und dafür auch noch Häme ernteten. Ein ähnliches Porträt der Männer, wenn auch stellenweise mit einem Unterton diebischer Freude, war zuletzt von Hanna Rosin zu lesen: In *Das Ende der Männer*⁹ diagnostiziert die US-amerikanische Journalistin, dass Männer es verpasst hätten, sich an eine flexibilisierte Welt anzupassen. Jetzt seien sie wertlos für Frauen, die sich und ihre Kinder längst alleine durchbringen könnten, und damit sogar besser fahren würden.

Irgendwo zwischen diesen beiden Bildern steht die Tussi. Die Tussi würde sich am liebsten über beides erheben, die abschaffenden Männer und die Frauen, denen zwischen 70-Stunden-Woche und Familie Puste und Sinn verloren geht. In einer Zeit, in der die Strukturen, in denen wir leben, für viele von uns globaler und prekärer werden und Rollenbilder zusammenstürzen, in einer Zeit also, in der eine Neudefinition der Beziehungen zwischen Männern und Frauen dringend nötig wäre, hat die Tussi mehr Angst vor der Abhängigkeit von einem Mann in ihrem Bett als vor den neuen und mit immer mehr Risiken behafteten Formen von Abhängigkeit, in denen sich viele Arbeitnehmer und Arbeitslose wiederfinden: in der Hoffnung auf etwas Zeitarbeit, vielleicht ein neues Projekt; häufig geringfügig bezahlt oder verliehen und auch sonst ohne viel soziale Absicherung. In der Rolle derer, denen nicht etwa eine Absage erteilt wird – die aber doch, falls auf eine unbefristete Stelle spekuliert wird, lange warten können und dabei bis auf Weiteres *besonders* glänzen sollten. Solange man dabei gut verdient oder es sich anders leisten kann, mag das nicht weiter schlimm sein. Diejenigen aber, die das Geld brauchen und auch gern ein paar Meter in die Zukunft denken würden – sagen wir, an eine Familie –, sehen es wahrscheinlich anders. Sie lesen von Einkommensspreizung, sozialer Polarisierung

und Deregulierung, von Abbau von Sozialtransfers, ansehnlichen Topgehältern und Fußballergagen und darüber, dass die Privatvermögenden endlich wieder mehr haben als nach dem Krieg. Sie verstehen, dass, wer hatte, jetzt womöglich noch mehr haben kann, aber dass der Rest eben Glück hat, wenn im Notfall Gönner mit kleinen Leihgaben um die Ecke biegen.

All das weiß die Tussi; sie sieht, was passiert. Ihr großer Fehler aber ist: Für sie ist nur der Frauenanteil des Problems relevant. Nämlich die Tatsache, dass Frauen, statistisch betrachtet, von bestimmten Arten der Armut heftiger betroffen sind als Männer. Das ist schlimm und bedenkenswert – aber warum sollten wir uns die vielen potenziellen Mitstreiter vergraulen und den Streit auf einen um drohende *Frauenarmut* verengen? Wir müssten uns darüber klar werden, wo genau es wirklich sinnvoll ist, über Geschlecht zu sprechen – und ansonsten den Blick frei geben für eine breitere Diskussion über soziale Verhältnisse. Das täte sowohl der Geschlechterdebatte gut als auch der anstehenden Klassendiskussion, von der wiederum auch viele Frauen profitieren könnten.

Die Tussi vergibt sich also eine Reihe von Allianzen, wenn sie sich für den Streit ums Geld den »falschen Feind« aussucht, den die österreichische Autorin und Wirtschaftscoach Christine Bauer-Jelinek schon 2012 so genannt hat. Bauer-Jelinek warnte vor dem, was die Tussi partout nicht sehen will: dass die künstliche Feindschaft zwischen Männern und Frauen dem Zusammenhalt der Gesellschaft schaden kann. Ausgerechnet Geschlechterverhältnisse betrachtet die Tussi aber als Nullsummenspiel – gewinnt der eine, verliert die andere. Und dann will sie lieber den Gewinn ausgezahlt bekommen. Es geht ihr um ganz konkretes Geld, um Zahlen und Macht und auch ein bisschen um Revanche. Gewinnt der eine, verliert die andere. Wenn das umgekehrte

Diskriminierung ist, findet die Tussi das okay: »Na und? Dann läuft es jetzt mal andersherum«, scheint ihr als Rechtfertigung ausreichend.

Von Kleists Thusnelda unterscheidet sich die heutige Tussi insofern, als dass sie den Mann zwar besiegen möchte – aber die Finger will sie sich dabei eigentlich nicht schmutzig machen. Sie will, dass der Mann sich freiwillig ergibt, ohne Bär, oder dass die Politik den Bärenpart übernimmt und Quotenregelungen einführt. So viel Biss wie die Ur-Thusnelda hat die heutige Tussi längst nicht. Sie ist eine Möchtegern-Thusnelda.

Die Vorstellung von der Bärin, die sich auf ihre Hinterbeine stellt und ihre mächtige Pranke erhebt ..., diesen Gedanken, dass das Ende der Männer gekommen sein könnte, findet die typische Tussi zwar einen Moment lang aufregend, winkt dann aber doch gleich ab: »So weit sind wir noch nicht. Leider.« Unermüdlich rufen die Tussi und ihre Freundinnen einander dazu auf, Karriere, Karriere, Karriere zu machen (was auch immer das genau sein soll). »Frauen bei uns sind noch immer strukturell benachteiligt«, sagt sie beim freitäglichen Cuba Libre, »und ich spreche nicht nur vom Kinderkriegen.« Sie fängt an aufzuzählen, mit welchen Mitteln Frauen heute unterdrückt, ausgenommen, verarscht werden. Die Schönheitsindustrie, Männerseilschaften, das Old Boys Network, gläserne Decken, durch die die Frauen, obwohl sie längst besser ausgebildet sind als Männer, beim Aufstieg behindert werden.

Angefangen hat auch die Tussi vielleicht als hübsches, begabtes Ding, das im Job die Vorteile mitnahm, welche Rehaugen und ein forscher Auftritt mit sich bringen. Doch dann kamen die ersten Rückschläge. Für die Kollegen war sie wohl zu begabt, sagt ihre Freundin. (Alle Tussis denken von sich, dass sie karrieremäßig längst viel weiter sein sollten; und sie sagen, ohne mit der Wim-

per zu zucken: »Ich denke schon, dass ich eine gute Chefin abgeben würde, wenn die mich lassen würden.«) Stellen wir uns eine Girl's Night in der Bar mit einer Runde typischer Tussis vor: Die anwesenden Mädels sind sich einig, dass Männer mit weiblicher Konkurrenz einfach nicht umgehen können und dass Frauen, je länger sie im Job sind, es doppelt und dreifach schwer haben. Erstens wegen der Kinderfrage, weil Kinder immer noch in erster Linie für Frauen (und nicht für Väter) ein »Karrierekiller« sind. Weil Kinder Zeit fressen, und weil die Väter sich diese Zeit nicht nehmen. Und zweitens, weil Frauen mit zunehmender Kompetenz (weil Männer fähige Frauen nicht aushalten können) und auch mit zunehmendem Alter sowieso immer mehr von der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Die Tussi zittert jetzt schon ein wenig vor dem, was Bascha Mika in ihrem Buch *Mutprobe*¹⁰ beschreibt: vor dem Älterwerden, das für Frauen ungleich härter ausfällt, weil ihnen dann laut Mika automatisch alles abgesprochen wird: ihre erotische Ausstrahlung, die Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit, die Chancen in der Arbeitswelt. Die Tussi geht sogar noch weiter: Strukturelle Benachteiligung, meint sie, gibt es ausschließlich wegen überholter Rollenbilder, in die alle Frauen hineingezwungen werden. Sie rät jetzt zu unbedingtem und durchaus gesundem Misstrauen, denn es kann nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn Männer und Frauen in den Statistiken so unterschiedlich abschneiden. Frauen werden diskriminiert von Rollenbildern und anderen Strukturen. Dass es eine Herdprämie gibt, beweist das ebenso wie die komplett unbezahlte und vorwiegend von Frauen erledigte Hausarbeit. Auch Minijobs sind ein Zeichen, denn die Mehrzahl der Minijobs machen Frauen, so wie Frauen insgesamt den Löwenanteil an schlecht bezahlter Arbeit machen. Nicht zu vergessen das Ehegattensplitting, das die Einverdienerehe unterstützt und dadurch dazu

führt, dass Frauen zu niedrige und Männer zu hohe Renten haben. »Und«, seufzt die Tussi, »die Gehaltsdiskriminierung: Männer bekommen fast ein Viertel mehr die Stunde. Und das alles«, schließt die Tussi mit einem besonders festen Blick in die Runde ihrer Freundinnen, »findet seinen Höhepunkt in Vergewaltigungen.« Was soll man darauf antworten? Wer wagt, ihr zu widersprechen, ein paar Grautöne in ihr Schwarz-Weiß-Kino zu bringen, ohne sich des Hochverrats an allen Frauen schuldig zu machen?

Freitagabend, in der Happy Hour, nippen die Mädels zustimmend an ihren Drinks. Alle finden, dass die Welt für Frauen immer noch ungerecht ist und dass damit Schluss sein muss. Was ließe sich dem noch hinzufügen?

Die Tussi ist der vollen Überzeugung, auf der moralisch richtigen Seite zu stehen. Jedenfalls kann sie es so verkaufen. Offiziell bekennt sie sich ja zum Feminismus, und offiziell vertritt sie die Belange *der Frauen*, das heißt: aller Frauen. Und offiziell verlangt sie *Gerechtigkeit*. Zum Beispiel Quoten, Frauenförderung, Gleichstellung. Im Grunde verlangt sie also, jedenfalls für die nächste Zeit, eine Steuerung der Geschlechterverhältnisse von oben, vielleicht sogar eine Besserbehandlung der Frauen – was sie nur gerecht findet, weil es ja längst fällig ist, dass die Männer ihre Reparationszahlungen leisten, nachdem sie Frauen jahrtausendlang unterdrückt haben. Dass nun gerade sie davon profitieren könnte, wenn zum Beispiel Quoten in ausgerechnet ihrer Branche eingeführt würden, das findet die Tussi nicht bedenklich. An einen muss ja die Gunst der geschichtlichen Stunde abfallen, und dann doch lieber nicht schon wieder an die Männer ... Schon spricht sie weiter so laut von Emanzipation und Toleranz und Gerechtigkeit, dass die Frage, wie viel Freiheit wirklich übrig geblieben

sein wird, wenn die Tussi die Gesellschaft erst mal mit ihrem großen Statistikamm auf *Gleichstellung der Geschlechter* gestriegelt hat, gar nicht erst aufkommt.

Auch weitere Fragen weiß die Tussi tunlichst zu unterbinden. Zum Beispiel in ihrem Blog. Natürlich hat sie einen Blog und natürlich ist sie mediensensibel und vorgewarnt, dass Frauen – und um wie viel mehr die aufstrebenden Frauen mit eigener Meinung – sich auch im Internet auf härtere, personenbezogene statt sachliche Kritik gefasst machen müssen, als man ihren männlichen Gattungsgenossen entgegenbringen würde. Diese Einstellung hat die Tussi neulich erst durch den Fall von Susanne Gaschke bestätigt gesehen (oder war es umgekehrt?), die den Grund für ihr Scheitern als Kieler Oberbürgermeisterin darin sah, dass der Politikbetrieb von den vielen Männern darin einfach verdorben sei, »testosterongesteuert«¹¹. Für die Tussi ist es natürlich nicht *typisch weiblich*, wenn sie kritische Kommentare zu ihrer Arbeit gemein und verborgen sexistisch findet, sondern *typisch Männer*, dass diese die Frauen nirgendwo, sei es in der Politik oder im Internet, zu Wort kommen lassen wollen.

Die Tussi selbst ist viel solidarischer. Vor allem mit Frauen. Sie hat einen großen Freundinnenkreis und versucht, ein speziell weibliches Netzwerk aufzubauen. Sie hat sich auch um Stipendien extra für Frauen beworben und votiert ganz klar und aus Prinzip für die weibliche Kandidatin, wenn in ihrer Firma eine Stelle frei ist. Unter Frauen fühlt sie sich sicherer als unter Männern, sie findet Bestätigung bei ihren Geschlechtsgenossinnen, und es ist ihr wichtig, dass die Frauen keinen Keil zwischen sich treiben lassen. Sie und ihre Mitstreiterinnen geben sich gegenseitig das unangenehme, in der geteilten Form aber dann wieder faszinierende Gefühl, dass nicht einfach das Leben als solches

nicht immer so spielt, wie sie es gerne hätten, sondern dass es andere, strukturelle, gesellschaftliche und meistens männliche Gründe dafür gibt. »Er hat zur Bärin mich gemacht!«, sagt schon Kleists Thusnelda. Der Mann hat sie so behandelt, dass sie sich nicht anders wehren kann. Heute sagt sie: Es sind die männlichen Strukturen, es ist die Gesellschaft.

Die Einsicht, dass wir alle sozial konditioniert und wahrscheinlich nur deshalb noch nicht Boss sind, findet die heutige Tussi beruhigend und gleichzeitig aufputzend. Sie nennt das Gefühl gerechte Wut, und sie übt diese emsig mit ihren Freundinnen an Frauenabenden mit Rotwein, an denen mal so richtig offen alles gesagt werden kann über den Chef und über den Freund und über den blöden Chef, den alten Sexisten. Aber wenigstens ist der neue Praktikant doch eigentlich gar nicht übel, das kleine sexy Ding ... (An dieser Stelle kreischen die Tussis kurz und halbwegs ironisch auf.)

Sie stellen sich außerdem vor, dass sie dann, wenn sie Chefinnen wären, einen Freund hätten, den sie alle Hausarbeit machen lassen würden. Das wäre für die Tussi, jedenfalls offiziell im Kreise ihrer Freundinnen, das Höchste: ein Mann im Haus, der alles putzen muss. »Nee wirklich«, sagt die Tussi am Mädelsabend, »solange er einen Knackarsch hat, brauche ich nicht mehr von einem Mann, als dass er meine Wäsche nicht verfärbt.« An Liebe traut sie sich nur nochverhalten zu glauben, und vor allem knüpft sie sie an allerlei Bedingungen: Er muss ihr schon etwas bringen. Ein Mann im Leben der Tussi verliert nach wenigen Wochen, maximal Monaten seinen Platz, wenn er keine brauchbare Funktion erfüllt. Insgeheim findet sie es deshalb ziemlich abtörend, wenn ein Mann nicht nach Erfolg aussieht. Natürlich ist sie unabhängig und frei – aber wenn es hart auf hart kommt, sollte er sie schon auffangen können. Schließlich ist er ein Mann,

und für Männer ist es ja sowieso viel einfacher, in dieser Gesellschaft Erfolg zu haben.

Die Liebe ist heute eine so beängstigende Sache, weil sie scheinbar nicht zum Eigenverantwortungsgebot der Gesellschaft passt, in der wir leben. Man will und soll ein unabhängiges Subjekt sein: Jeder muss für sich selbst sorgen und ist idealerweise ständig bereit, sein Geld ab dem Ersten des nächsten Monats an einem anderen Ende der Welt zu verdienen. Liebe, Fürsorge, Leidenschaft; am selben Ort sein wollen; sich für andere aufopfern wollen und ihre Nähe brauchen – all die Arten von Verbindlichkeit, die Familie, Freundschaften und Romantik in unser Leben bringen, stören da scheinbar nur. Die beruflich erfolgreiche Version der Tussi ist dann die Frau, die Sandra Tsing Loh im Magazin *The Atlantic* satirisch beschrieben hat:¹² Je mehr Erfolg diese Frau im Beruf hat, desto weniger begreift sie, warum sie eigentlich noch einen Kerl an ihrer Seite durchfüttern sollte. Sie geht am liebsten allein ins Bett, mit einem Glas Wein und einem guten Buch, ihr Sextoy in Lippenstiftform erlöst sie unkompliziert von ihrer Lust und passt sogar in die Handtasche.

Selbst wenn wir einen Moment lang davon absehen, dass uns das wie eine grauenhaft ereignislose Biographie vorkommt, fragen wir uns beim »Traumbild« dieser Frau: Wie berechenbar ist der dafür nötige wirtschaftliche Erfolg heutzutage überhaupt? Wahrscheinlich verdienen oder erben die meisten von uns *keineswegs* genug Geld, um ein eigenes Haus zu kaufen, in dem sie sich dann bei Gefallen ihre Hausmännlein halten können. Dieser Fall ist so unwahrscheinlich, dass der permanente »Bleibt unabhängig!«-Sermon der Tussi, so gut er auch gemeint sein mag, mehr und mehr wie ein Schrei der Verzweiflung klingt und nicht wie ein praktikabler Rat. Viele Menschen sind nunmal nicht so unabhängig, wie die Tussi sich das zu wünschen scheint. Wir sind verstrickt

in Netze aus gewollter und ungewollter Abhängigkeit. Es wäre gut, diese Einsicht zuzulassen, denn dann könnten wir endlich, bitte, darüber sprechen, wie man in Würde oder vielleicht sogar blind auf andere vertraut – das wäre doch mal interessant – und wie man umgekehrt gut mit Menschen, auch Männern, umgeht, die de facto auf unser Geld oder andere Hilfen von uns angewiesen sind. Der Mann, der der Frau »auf der Tasche liegt«, ist heute nicht mehr unbedingt der rücksichtslose Spieler, der aus Dummheit seinen Job verloren hat. Nicht nur Frauen, sondern auch vielen ihrer Brüder, besten Freunde und Liebsten ist es heutzutage oft nicht möglich, das zu verdienen, was man braucht, um ein Leben zu führen, in dem Platz für Liebe, Familie und andere Abenteuer ist. Und übrigens wollen wir selbst dann, wenn genug Geld im Haus ist, lieben.

Manchmal sieht es aber dann doch so aus, als würde die Tussi all das verstehen. Denn wenn man genau hinschaut und ganz genau zuhört, erkennt man etwas Überraschendes an der Tussi: Sie ist eigentlich nicht männerfeindlich. Sie ist nur gegen eine ganz bestimmte Systemstelle, von der aus meistens die Fäden gezogen werden und die meistens von Männern in mehr oder weniger gut geschnittenen Anzügen besetzt sind: Die Tussi ist gegen das, was Soziologen die »hegemoniale Männlichkeit« nennen,¹³ die Art von Männlichkeit, mit der man bei uns viel Geld und Einfluss bekommen kann. Es hat eine Weile gedauert, bis wir das verstanden haben, weil die Tussi sich höchst missverständlich ausdrückt und meistens einfach von *Männern* redet, anstatt klarer zu fassen, was sie genau stört: dass manche einfach *über* vielen stehen (finanziell, machtmäßig), ohne dass es dafür echte Gründe oder gar eine Legitimation gäbe. Leider jedoch scheint auch die Tussi in manchen Momenten zu

vergessen, dass ihr eigentliches Problem ein ganz spezielles Erfolgsmodell ist und nicht die Männer als solche. Sie scheint auch nicht immer im Blick zu haben, dass immer weniger Männer überhaupt Zugang zum Club derer haben, die allen anderen überlegen sind, jedenfalls finanziell. Dass sie ganz einfach unter einem Klassen- und nicht nur unter einem Genderproblem leiden könnte. Vielleicht hat sie es sich auch noch nicht so klargemacht. In ihrem jetzigen Zustand ist sie einfach gegen *Männer* oder redet jedenfalls so. Interessanterweise sieht die Tussi auch nicht, dass sie auf dem besten Weg ist, eine Art weibliches Pendant zur *hegemonialen Männlichkeit* einzufordern. Sie will so etwas wie eine hegemoniale Tussigkeit: eine Macht, die unantastbar ist und die man nur in ihrem Club bekommt, in dem man allen anderen überlegen ist – jedenfalls moralisch.

Oft ist es aber gar nicht so furchtbar moralisch, was die Tussi so sakrosankt vertritt, sondern nur ein bisschen zu kurz gedacht. Sie fragt sich zum Beispiel nicht, wie viel emanzipatorische Kraft ihr großer Karrierewille eigentlich besitzt, wenn die Karrieren, die man heutzutage machen kann, vielleicht grundsätzlich schlecht für den Menschen sind. Unterm Strich bedeuten die Karriereschritte, die die Tussi mit höchster Priorität zu nehmen wünscht, eine Affirmation bestehender Verhältnisse und Entwicklungen, wenn auch mit vertauschtem Geschlecht. Wenn die Tussi aber endlich einsehen oder deutlicher sagen würde, dass es nicht das Patriarchat ist, unter dem sie zu leiden hat, sondern die Wirtschaft, dann könnte sie erkennen, dass sie potenziell viele männliche Mitstreiter hat.

Die Tussi steckt in jeder und jedem von uns. Sie ist die amerikanische Studentin, die »ihr Liebesleben wie ausgebuffte Kopfgänger« organisiert (wie Hanna Rosin es in *Das Ende der Männer*

beschreibt): »Ehrgeizige Frauen gehen davon aus, dass eine Beziehung ähnlich aufwendig ist wie ein Hauptseminar, und dafür haben sie nicht immer Zeit.«¹⁴ Tussi sind Frauen, die sich ihren Freund warmhalten, obwohl sie wissen, dass er bis 30 heiraten und Kinder haben will – und dass sie ihn vorher abservieren werden. Vor lauter Angst, ökonomisch von einem Mann abhängig zu werden, will sie es auch emotional nicht sein. Man muss aber nicht bis nach Amerika reisen, um die Tussi zu treffen. Sie wohnt auch hier, bei uns um die Ecke, und findet es genau richtig, dass die Uni Leipzig künftig auf die Berufsbezeichnung *Professor* verzichten und nur noch die Bezeichnung *Professorin* verwenden will. »Jetzt läuft es mal andersherum«, hat sie das in der Universitätszeitung *duz* kommentiert.¹⁵ Sie hängt beim Latte in ihrem Lieblingscafé rum und sagt gern Sachen wie: »Ich bin wirklich für Gleichberechtigung – meine beiden Mädchen wachsen im dem Glauben auf, dass sie auf jeden Fall besser sind als alle Jungs dieser Welt zusammen«, und meint das nur halb ironisch. Die Tussi war auch bei unserer letzten Grillparty, als wir mit den anderen Mädels am Tisch saßen, während die Jungs das Essen machten und das Geschirr abräumten – und wir uns dabei mit den anderen Tussis herablassend dachten: »Die sollen das ruhig lernen.« Die Tussi nämlich liebt ihren Partner vielleicht, aber er ist eben auch ein Mann, und daher leider immer auch ein bisschen ihr Gegner. Immerhin steht er ihr als Katalysator für ihren allgemeinen Lebensfrust zur Verfügung und natürlich auch als Sündenbock, wenn sie in der Zeitung eine schreckliche Meldung liest: Eine Frau in Pakistan wurde von ihren Verwandten gesteinigt, weil sie ein Handy besaß? An die Steiniger selbst kommt die Tussi nicht heran, also lässt sie ersatzweise ihren Schatz ein bisschen Verachtung spüren: Schau sie dir an, die Welt. Wegen EUCH sieht sie so aus.

Dank der Tussi ist aus der Frauenbewegung eine Art der Diskussionsführung zwischen den Geschlechtern geworden, bei der von vornherein klar ist, dass Männer sich für ihr tumbes, fäusteschwingendes Geschlecht entschuldigen müssen und Frauen fordernd, unabhängig, wild und schön sind. Darüber anders denkende Frauen werden stumm gestellt, so wie Monika Ebeling, die Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Goslar, die 2011 auf Druck einer Handvoll Tussis ihres Amtes enthoben wurde – weil sie sich zu sehr für Formen und Möglichkeiten auch der Männer- und nicht nur der Frauenförderung interessierte. Vielleicht hätte Monika Ebeling ja einen Weg gefunden, an der *hegemonialen Männlichkeit* anzusetzen sowie auch die Männer zu Wort kommen zu lassen, die unter dieser leiden – aber auf diese Idee sind die Tussis in Goslar nicht gekommen. Und weil Monika Ebeling also eine andere Idee hatte, musste sie weg. Tussikratie ist eben auch die Vorstellung, dass eine Frau niemals eine individuelle Entscheidung über ihr Leben trifft, sondern dies immer stellvertretend für alle anderen Frauen tut. Frauen, die so diskutieren, haben immer die leise Angst, dass Männer schon strukturell bedingt Gegner sind. Frauen, die so diskutieren, denken, Männer wollten ihnen etwas wegnehmen oder antun, deshalb müssen sie ständig ihr Revier verteidigen und sich in der Hackordnung nach oben arbeiten.

In einem hat die Tussi ja recht: In dieser Welt wird einem nichts geschenkt, und Frauen müssen zusehen, dass sie ihr eigenes Geld nach Hause bringen. Und ja: Es ist toll, wenn Frauen wichtige Jobs machen. Niemand will das heute verhindern. Aber: Soll es das schon gewesen sein mit der großen Revolution? Dass jetzt halt ein Mensch mit zwei Brüsten auf dem einzigen teuren Stuhl in der Abteilung sitzt und nicht mehr einer mit einem Penis?

Tussi, Thusnelda, Thusschen. Was machen wir nur mit dir? Man kann Kleists Thusnelda so oder so deuten. Im Theater wird sie in neueren Inszenierungen des Stücks manchmal als Gewinnerin interpretiert: als starke Frau, die den Spieß umzudrehen weiß, als sie erkennt, dass sie ausgenutzt wird. Man kann in Thusnelda aber auch eine Frau sehen, die es bis zum Ende nicht schafft, ihren Opferstatus zu überwinden. Dann ist sie eine Frau, die erniedrigt wird und hilflos überreagiert, weil sie sich in ihrer Eitelkeit verletzt fühlt – und ihre Rache ist paradoxerweise spektakulär exzessiv und vollkommen wirkungslos zugleich. Schließlich darf man nicht vergessen, dass es in der Thusnelda-Geschichte noch einen weiteren Mann gibt, Hermann, ihren Ehemann. Dieser weiß von Anfang an, das Techtelmechtel zwischen seiner Frau und Arminius zu manipulieren und für sein eigenes Komplott gegen die Römer zu nutzen. – Und dass Thusnelda den Römer letztlich zerfleischen lässt, wird am Ende des Stückes sein – Hermanns – Sieg sein. Kleist hat darauf verzichtet, uns die eigentliche Varusschlacht zu zeigen, so dass in seinem Stück Thusnelda stellvertretend für Hermann die titelgebende Hermannsschlacht gewinnt. Für ihre eigene Sache gewinnt sie nur wenig. Ihr abschließender, ernüchterter Kommentar über ihren Kampf mit Ventidius ist, dass ihr dieser Sieg nur »so geschehen«, und nicht etwa eine große Leistung sei. Am System konnte ihr Racheakt nichts ändern, und ihre Stellung in der Welt, die Art, wie darin die Menschen miteinander umgehen, hat sich kaum verändert.

Uns scheint, dass auch eine Tussikratie auf kein Happy End zusteuern kann. Wir beschreiben in diesem Buch, eine gesellschaftliche Situation, in der Frausein allzu leicht zum Argument gemacht werden kann, und in dem eine bestimmte Art von Kultur

schlichtweg *männlich* heißt, was *schlecht* bedeuten soll. Das aber kann alles nur schlimmer (wenn vielleicht auch: anders schlimmer) machen. Frauen haben sich in einem halben Jahrhundert Frauenbewegung ein scharf gestochenes Bild von den Geschlechterverhältnissen gemalt. Darauf zu zeigen, bringt ihnen jetzt viele konkrete Vorteile – aber nicht das, was sie eigentlich wollten: Gleichheit. Ja, es gibt sie immer noch, die blöden alten Männer oder die gedankenlosen Grapscher, für die Frauen zum hübschen Mobiliar gehören. Aber dieses Patriarchat liegt längst mit dem Gesicht nach unten und hört, wie seine letzten menscheitsgeschichtlichen Sekunden gezählt werden. Und zwar nicht einfach deswegen, weil die Frauen den Geschlechterkampf gewonnen haben, sondern weil auch die Männer begreifen, dass ihnen die jetzige Ordnung kein Glück bringt.

Dies ist kein Buch gegen Frauen. Eigentlich soll es nicht mal speziell über Frauen und schon gar nicht für Frauen-im-Gegensatz-zu-Männern sein. Es geht uns auch nicht darum, einzelne Personen als *Tussis* zu etikettieren. Alle Jahre wieder erscheint in Deutschland ein Buch, in dem eine weibliche Autorin »die Frauen« angreift, sie als feige (Bascha Mika), dämlich (Barbara Bierach) oder überempfindlich (Birgit Kelle) bezeichnet. Wir haben kein Interesse daran, uns diesem Reigen anzuschließen. Wir sind weder *frauenfeindlich* noch *antifeministisch*. Dies ist ein Buch gegen ein gesellschaftliches Klima, das Männer und Frauen gleichermaßen betrifft, wenngleich Frauen momentan möglicherweise mehr oder jedenfalls sichtbarer dazu beizutragen scheinen (oh, wie wünschten wir uns mehr Männer, die das Thema auch als ihres begriffen!). Es ist ein Klima, das uns allzu oft »die Männer« sagen lässt, wenn wir eigentlich eher *einige* Menschen meinen, zum Beispiel diejenigen, die bestimmen, wie wir arbeiten und Geld

verdienen. Es geht uns um ein Klima, für das wir vielleicht besonders deshalb empfindlich sind, weil wir nur zu gut wissen, wie unendlich schwierig es heute ist, eine Liebesbeziehung ohne den Satz: »Denk nicht, dass ich deine Unterhosen bügeln« anzufangen oder den Aufsteiger unter den Kollegen vorschnell als »Günstling« abzuwerten, der nur durch »Männergehab« und nicht durch Fleiß und eigentlich auch gar nicht so schlechte Ideen nach oben gekommen ist. Wir müssen auch zugeben, dass uns ein bisschen kalt wird auf der Stirn, wenn wir daran denken, was das für harmlose Problemchen sind im Vergleich zu denen, die mit Kindern in die Welt kommen: Wofür könnten wir dann noch garantieren?

Die vielleicht unangenehmste Entdeckung, die wir beim Schreiben dieses Buchs gemacht haben, ist also die, dass wir selbst öfter, als uns lieb ist, in die Rolle der Tussi schlüpfen. Es ist ein Automatismus, der einigermaßen bequem sein kann, weil er einfache Antworten auf Fragen und in Situationen liefert, die sonst wesentlich komplexer wären. Tussi sein heißt, dass Frau *alles* wollen und einfordern darf und soll und dass sie diese Forderung an alle Männer, die sie nur zu fassen bekommt, stellen darf. Welcher Mann darf eigentlich *alles* fordern? Und haben Männer selbst in Zeiten, in denen eine Frau und ein Sofa ungefähr die gleichen Rechte hatten, darum jemals *alles* gehabt?

Wir haben dieses Buch aus der Intuition heraus geschrieben, dass die Geschlechterdebatte zwar auf schmerzhaft wirkliche Probleme reagiert, dabei aber oft Maximen ausruft, die wir in unserer Wirklichkeit nicht leben können oder wollen. Feminismus und Geschlechterfragen gehörten immer zu den Dingen, die wir gern leben wollten. Und wir fanden, dass diese Themen eine bessere Behandlung verdient hatten als die, die sie heutzutage so

häufig bekommen, wenn sie zum Grabenkampf verzerrt werden und angebliche Argumente für Gleichheit eigentlich individuelle Karrierewünsche verschleiern sollen. Bei der Arbeit an diesem Buch verstärkte sich dann der Eindruck, dass viele Probleme als Geschlechtersache etikettiert werden, die aus anderen Perspektiven sinnvoller zu betrachten sind. Um zum Beispiel mehr über Verteilungsfragen zu lernen – also über die Verteilung von Gütern und Freiheiten etwa zwischen Arm und Reich oder zwischen Beschäftigten und Unternehmern –, müssten wir unsere Gedanken von der fixen Idee lösen, es ginge immer und überall um die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern. Und wie befreiend wäre es, wenn wir öfter von der Perspektive Abstand nehmen würden, dass wir der Welt stets »als Frau« oder »als Mann« begegnen müssen?

In den folgenden Kapiteln schreiben wir über unsere Begegnungen mit dem Tussihaften und über unsere – oft hilflosen, ja geradezu kläglichen – Versuche, für uns selbst andere Lösungen zu finden: uns dem Druck, den wir von der geschlechterbezogenen Denkweise spüren, zu entziehen und sowohl Männern als auch Frauen möglichst natürlich zu begegnen. Herauszufinden, was *wir* eigentlich wollen und nicht andere – aber auch herauszufinden, was *andere* wollen. Lieben, Geld verdienen, Kompromisse finden. Mit Männern und mit anderen Frauen zusammenleben und -arbeiten. Die folgenden Kapitel handeln von Fragen und Begegnungen mit Menschen – manchmal unter echtem Namen, manchmal mit veränderten –, die uns bei unserer Auseinandersetzung mit dem Tussihaften beschäftigt oder beeindruckt haben. Wir wünschen uns, dass die Möglichkeit dieser (Gedanken-) Freiheit damit für alle greifbarer wird, die wie wir in keiner Tussikratie leben wollen.



Theresa Bäuerlein, Friederike Knüpling

Tussikratie

Warum Frauen nichts falsch und Männer nichts richtig machen können

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-20066-1

[Heyne](#)

Erscheinungstermin: April 2014

Als Frau kann man heute eigentlich nichts falsch machen: Wenn es mit der Karriere nicht klappen will, sind die männlichen Strukturen im Betrieb daran schuld. Wenn die Kinder nerven, dann liegt es daran, dass ER sich nicht zuständig fühlt. Und wenn eine Frau erst gar keine Kinder bekommt, dann ist dafür eine Mischung aus beidem verantwortlich. Egal wo es hakt – Männer sind ignorante Egoisten. Und Frauen damit fein raus. Oder?

Noch immer sind Frauen im Beruf benachteiligt, noch immer müssen sie mehr kämpfen als Männer, um zu bekommen, was ihnen zusteht, daran hat auch die Emanzipation nichts geändert. Doch die weibliche Wahl der Waffen ist neu – und alles andere als gerecht, denn sie besteht darin, sich entweder als Opfer des Patriarchats oder als heilige Alleskönner, als bessere Menschen gegen den ewigen Gegner Mann durchzusetzen. Das Ergebnis ist aber nicht Gleichberechtigung, sondern das, was Theresa Bäuerlein und Friederike Knüpling »Tussikratie« nennen: die Herrschaft von Frauen, hinter deren Feminismus nichts anderes steht als eine krankhafte Ich-Besessenheit, die am Ende dazu führt, dass Männer das unerwünschte Geschlecht sind. Und zunehmend die Orientierung und Stärke verlieren, die jeder Mensch braucht – Frauen und Männer.